



Jahrbuch 2010 | 2011
Gemeinsam Zukunft gestalten



**HANNS-LILJE-
STIFTUNG**

**Jahrbuch 2010 | 2011
der Hanns-Lilje-Stiftung**

Editorial

„Technische Assistenz in der Pflege“ lautete das Thema einer kleinen Expertenrunde in diesem Frühjahr. Auf Initiative der Hanns-Lilje-Stiftung suchten Mediziner, Ingenieure, Soziologen, Datenschützer, Philosophen und Theologen Perspektiven für den Umgang mit neuer Technik in der Pflege. Sie befragten das Menschenbild, das ihr Handeln im Kontext von technisch Machbarem, Kostendruck und Personalknappheit bestimmt. Autonomie – nur eine Fiktion? Menschliche Zuwendung und Fürsorge – in welchen Momenten unverzichtbar? Die intensive Debatte muss weitergeführt werden, darin waren sich die Beteiligten einig und trafen dazu konkrete Verabredungen. Dies Beispiel verdeutlicht die Herausforderungen unserer Gesellschaft.

Gemeinsam Zukunft gestalten – das ist das Ziel der Hanns-Lilje-Stiftung. Deshalb fördern wir den Dialog von Kirche und Theologie mit allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Drei Förderschwerpunkte prägen das Profil der Stiftung:

1. die Zukunft von Politik und Gesellschaft,
2. Wissenschaft, Technik und Wirtschaft für das Leben und
3. die bildende Kraft von Kunst und Kultur.

Auf den folgenden Seiten bieten wir Ihnen die Möglichkeit, zu diesen Themen Ihre eigenen Entdeckungen zu machen. Der Rückblick auf die Jahre 2008 und 2009 zeigt die Vielfalt der geförderten Vorhaben.

Anlässlich ihres 20-jährigen Bestehens hat die Hanns-Lilje-Stiftung im Herbst 2009 den Hanns-Lilje-Stiftungspreis ausgeschrieben: 20.000 Euro für herausra-

gende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie für wegweisende Initiativen. Damit unterstreichen wir unser Anliegen, Dialoge zu zukunftsorientierten Themen, Fragen und Lösungsansätzen zu fördern.

Stiftungen leben davon, dass sie über Finanzmittel verfügen und ihr Geld sicher und gewinnbringend investieren. Erfreulicherweise ist die Hanns-Lilje-Stiftung gut durch die Finanz- und Wirtschaftskrise gekommen. Die konservative Vermögensanlage hat sich im besten Sinne des Wortes 'bezahlt' gemacht, insbesondere natürlich für die geförderten Projekte. Um die finanzielle Basis auszubauen und weiteren Vorhaben zum Erfolg zu verhelfen, sind Zustiftungen erforderlich. Ist das eine Perspektive für Sie und Ihre Ideen?

Gemeinsam Zukunft gestalten! Lassen Sie sich anregen bei der Lektüre des Jahrbuches 2010/2011.



Chr. Dähling-Sander

Dr. Christoph Dähling-Sander
Sekretär
der Hanns-Lilje-Stiftung



Axel Horstmann

Prof. Dr. Axel Horstmann
Kuratoriumsvorsitzender
der Hanns-Lilje-Stiftung





3 Editorial

7 **20 Jahre – mehr als 1200 Projekte
und ein volles Haus**

9 **Dialoge fördern**

11 **Wissenschaft, Technik und Wirtschaft
für das Leben**

11 Wenn die Roboter kommen – Maschinen
im Pflegeheim

15 „Roboter dürfen keine Ersatzmenschen sein“

Inhalt

17 **Die bildende Kraft von Kunst und Kultur**

17 Experiment geglückt – ein Requiem
als biblische Oper

19 „Kunstwerke müssen Fragen aufwerfen“

23 **Die Zukunft von Politik und Gesellschaft**

23 Big Brother und seine Brüder:
Google, Facebook und Co

25 Wer schützt die Menschenwürde
im World Wide Web?

26 Für immer öffentlich?
Persönliche Daten im Internet

29 **Der Hanns-Lilje-Stiftungspreis
Freiheit und Verantwortung**

30 **Ausgewählte Projekte 2008 | 2009**

36 **Die Hanns-Lilje-Stiftung in Zahlen**

37 **Ihre Zustiftung für Dialoge
in evangelischer Verantwortung**

38 **Kuratorium und Geschäftsstelle**

40 **Impressum**



Mehr als 400 Gäste folgten der Einladung der Hanns-Lilje-Stiftung ins Sprengel Museum nach Hannover. Hauptredner der Jubiläumsfeier war Dr. Heribert Prantl, Politikchef der Süddeutschen Zeitung. Der niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff und die damalige Landesbischöfin und Ratsvorsitzende der EKD Dr. Margot Käßmann hielten Grußworte.

20 Jahre – mehr als 1200 Projekte und ein volles Haus

20 Jahre Dialog, 20 Jahre Engagement für Verständigung, Austausch und Zusammenarbeit zwischen Kirche, Gesellschaft, Wissenschaft, Wirtschaft, Politik, Kunst und Kultur. Kurz: 20 Jahre Hanns-Lilje-Stiftung. Das sind zwei Jahrzehnte mit mehr als 1200 verwirklichten Projekten.

Repräsentanten und Prominente aus allen gesellschaftlichen Bereichen folgten der Einladung zum Festakt der Hanns-Lilje-Stiftung anlässlich ihres 20-jährigen Bestehens in das Sprengel Museum Hannover. Bei Jazzmusik und einem Catering vom Feinsten – zubereitet und serviert von Pro Beruf, einer Initiative, die Jugendliche ins Berufsleben begleitet – genossen die über 400 Gäste den Festakt und die guten Gespräche. Souverän und mit Witz führten der Kuratoriumsvorsitzende Dr. Jürgen Fitschen und der Sekretär der Stiftung Dr. Christoph Dahling-Sander durch den Nachmittag.

Der niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff und die damalige Ratsvorsitzende der EKD, Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann, würdigten das enorme Engagement der Stiftung in den unterschiedlichen Bereichen gesellschaftlichen Lebens. Christian Wulff: „Wenn Politik und Kirche auch unterschiedliche Perspektiven und Zugangswege zu den Menschen und ihren Bedürfnissen haben, in unserer Arbeit dienen wir doch ein und demselben Menschen.“

Die Stiftung gehört zu den größten fördernden Stiftungen Deutschlands und ist eine der beiden größten kirchlichen Stiftungen überhaupt. Mit ihrem erfolgreichen Wirken und ihrer Ausrichtung, so Wulff, sei die Hanns-Lilje-Stiftung ein Vorbild für andere.

„Durch die Rückbindung an die evangelische Kirche und die erfolgreiche Dialogfähigkeit ist die Hanns-Lilje-Stiftung einzigartig“, sagte die frühere hannoversche Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann. Sie unterscheidet sich damit von jeder großen unternehmensnahen Stiftung. Die Hanns-Lilje-Stiftung habe von Anfang an Brücken gebaut zwischen der Kirche und unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen. Stets sei es darum gegangen, Themen zu hinterfragen und durch die gezielte Förderung von erstklassigen Projekten eigene Akzente zu setzen. Besondere Aufmerksamkeit fand der Münchener Journalist Dr. Heribert Prantl mit seiner Festrede. Der Leiter des Ressorts Innenpolitik der Süddeutschen Zeitung hob hervor, das kostbarste Kennzeichen eines Gemeinwesens sei das Engagement seiner Bürger. Die Zivilgesellschaft definiere sich über das „gute, kluge, effektive Zusammenwirken von professionellen, aber nicht kommerziellen Wohlfahrtsverbänden und vielen engagierten Ehrenamtlichen“.

Zehntausende gesellschaftspolitische Initiativen setzen dort an, wo es der Staat nicht mehr tue. Sie böten Kulturveranstaltungen an, kümmerten sich um Ausbildungsplätze für Jugendliche und förderten Initiativen zur Überwindung von Ausgrenzung. „Die Ehrenamtlichen sind die Unbezahlbaren dieser Gesellschaft“, sagte Prantl. Zu beklagen sei in diesem Zusammenhang jedoch die zunehmende Tendenz des Sozialstaates, sich auf private Initiativen zu verlassen. „Zivilcourage bedeutet zuallererst, die eigene Bequemlichkeit zu überwinden. Und Zivilgesellschaft, das ist die addierte Kraft aller, die ihre eigene Bequemlichkeit überwunden haben. Für diese Zivilgesellschaft steht das Engagement der Hanns-Lilje-Stiftung.“





Dialoge fördern

Wie sieht die Zukunft unserer Gesellschaft aus?
Was zeichnet eine menschenfreundliche ökonomische Entwicklung aus?
Wie lassen sich wissenschaftlicher und technologischer Fortschritt mit ethischen Ansprüchen verbinden? Welche bildende Kraft haben Kunst und Kultur?
Diesen Themen widmet sich die Hanns-Lilje-Stiftung in ihren Förderungsschwerpunkten und möchte dazu Menschen aus allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens mit Kirche und Theologie ins Gespräch bringen.

Auf den kommenden Seiten werden in Reportagen, Berichten und Gesprächen Themen aufgegriffen, die der Stiftung besonders am Herzen liegen. In den Artikeln über die Zukunft der Pflege und Persönlichkeitsrechte im Internet steht die Würde des Menschen im Mittelpunkt. Außerdem wird gefragt, welchen Stellenwert der Glaube in der Kunst hat und wie neue Formen der Musik den Weg in die Kirche finden.

Die Hanns-Lilje-Stiftung will damit zur Diskussion über drängende Zukunftsfragen anregen – vor allem aber Menschen aus Wissenschaft und Technik, Politik und Wirtschaft, Kunst und Kultur einladen, innovative Projekte zu entwickeln, um darüber mit Kirche und Theologie in den Dialog zu treten.





Wissenschaft, Technik und Wirtschaft für das Leben

Wenn die Roboter kommen – Maschinen im Pflegeheim

„Guten Morgen, Herr Füller! Haben Sie gut geschlafen?“ Jeden Morgen ist Marias helle Stimme auf Station 4 des Seniorenheims zu hören. Ab 7.30 Uhr verteilt sie dort das Frühstück und die Medikamente. Freundlich erinnert sie die Vergesslichen daran, ihr Mineralwasser zu trinken und die Ergotherapeutin nicht warten zu lassen. Maria selbst vergisst nie etwas. Sie weiß genau, wer nach dem Nachmittagskaffee gerne mit ihr Schach spielt oder wem sie besser etwas vorliest. Wenn alle schlafen, passt sie auf, dass niemand unbemerkt sein Zimmer verlässt und stürzt. Maria schläft nie. Im Fall der Fälle alarmiert sie eine Pflegekraft. Selber helfen kann sie nicht. Maria ist ein Roboter.

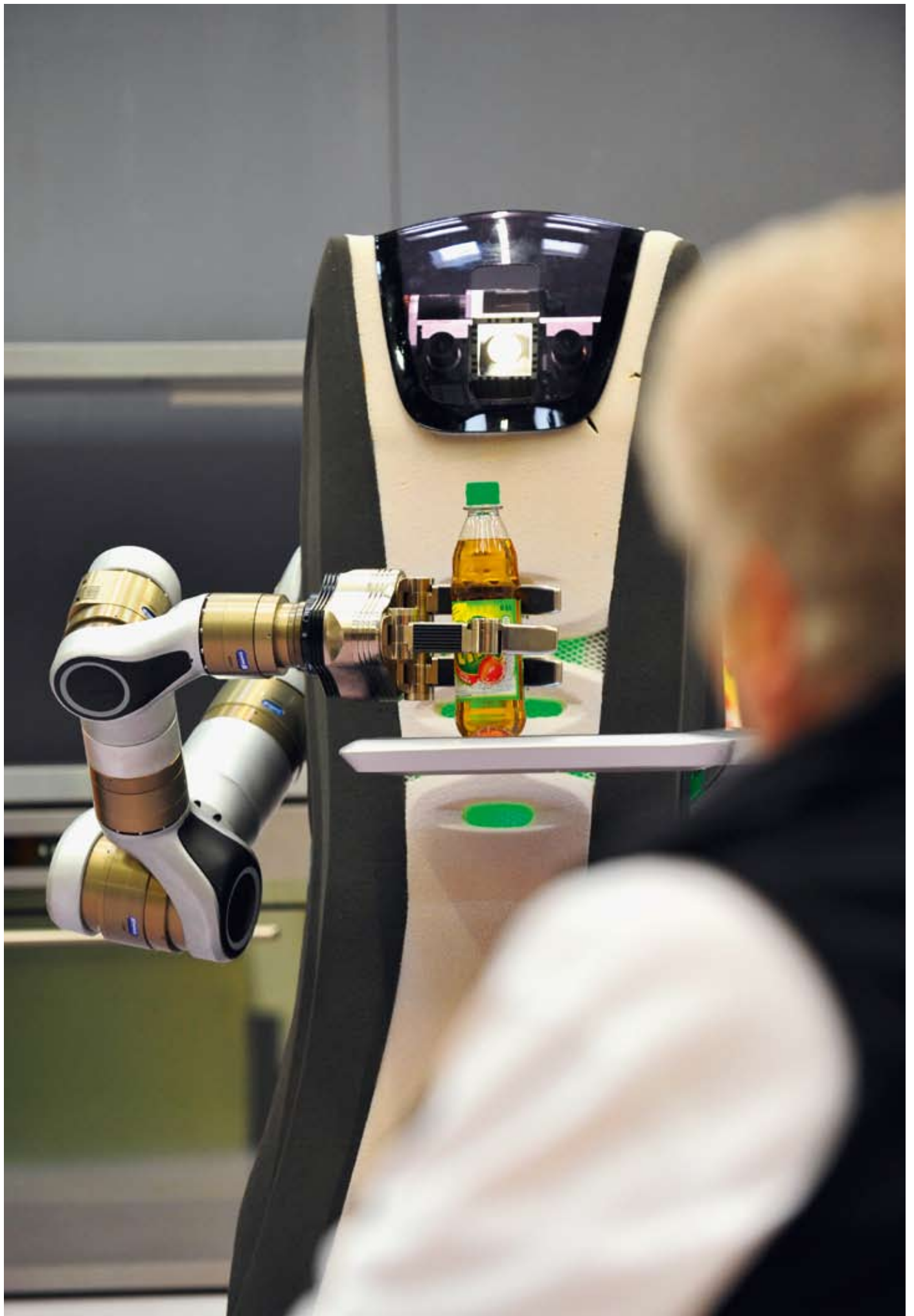
Was sich wie Science-Fiction anhört, könnte schon bald Realität werden. Technische Vorstufen zu Maria, dem Serviceroboter der Zukunft, existieren bereits. In einer Konstruktionshalle des Fraunhofer-Instituts für Produktionstechnik und Automatisierung in Stuttgart kann man sie bewundern. „Care-O-bot“ heißt die Modellreihe.

Einige ausrangierte Prototypen stehen regungslos in einer Ecke. Das Modell von 1998 sieht aus wie eine unförmige Bohnermaschine. Den aktuellen Prototypen Care-O-bot 3 haben Designer in schwarz-weißen Schaumstoff eingekleidet. Er trägt eine Plexiglashaube, hinter der Kameras und Sensoren versteckt sind,

und bewegt sich auf Rollen. Vor dem Bauch trägt er ein Tablett. Das Erscheinungsbild des Roboters wirkt wie eine Mischung aus Butler und Bernd, dem sprechenden Brot aus dem Kinderfernsehen. Die Oberfläche ist weich und flexibel. Mund, Nase oder Augen fehlen. „I am Care-O-bot – I will help you“, stellt er sich vor und macht eine Verbeugung.

Care-O-bot spricht verschiedene Sprachen. Doch was sein Gegenüber sagt, versteht er nicht. Noch nicht. „Die Sprachsteuerung ist derzeit noch zu anfällig“, räumt Fraunhofer-Ingenieur Ulrich Reiser ein. Demnächst soll Care-O-bot lernen, einfache Gesten zu erkennen und darauf zu reagieren. Wer von dem kleinen Haushaltsroboter bedient werden will, muss derzeit noch die entsprechenden Befehle auf dem Touchscreen antippen, das sich auf dem Tablett befindet. Dort kann man beispielsweise Mineralwasser bestellen. Care-O-bot wiederholt die Bestellung, verbeugt sich und klappt sein Tablett ein.

Zwei Kameras beschreiben surrend einen 180 Grad-Winkel. Dann fährt der elektrische Diener zur Küchenzeile, die hinter ihm aufgebaut ist. Mithilfe eines 3-D-Sensors scannt Care-O-bot verschiedene Gegenstände, die auf der Anrichte stehen und greift gezielt nach der einzigen Wasserflasche. Er klappt seinen Metallarm aus, an dessen Ende sich eine dreifingrige Hand befindet. Die



Finger sind berührungsempfindlich. „Damit kann er Gläser packen, ohne sie zu zerquetschen“, sagt Reiser.

Care-O-bot nimmt die Mineralwasserflasche, stellt sie auf sein Tablett und fährt zurück. Leider steht niemand mehr dort, wo der Roboter die Bestellung entgegengenommen hat. Care-O-bot scheint das nicht zu stören. Er offeriert die Wasserflasche einem unsichtbaren Gegenüber. Den Ort der Bestellung hat sich die Maschine gemerkt. Dass ihr Gast nicht mehr da ist, registriert sie nicht. Solche Dinge muss Care-O-bot schnell lernen. Schon im Frühsommer soll der Roboter sein Können in einem Stuttgarter Altenheim unter Beweis stellen. „Er soll Senioren regelmäßig ans Trinken erinnern und mit Wasser versorgen“, sagt Reiser. Es wird der erste große Praxistest für Care-O-bot.

Wenn die Pflegeroboter kommen

Nicht jeder ist von den elektrischen Dienern begeistert. Elisabeth Römisch fallen beim Stichwort Roboter vor allem menschenleere Fabrikhallen ein, in denen Heerscharen von Automaten mit schwenkbaren Krakenarmen im Akkord Blechteile aneinanderschweißen. „Da denke ich nicht an die Arbeitsabläufe in einem Pflegeheim“, sagt Römisch.

Die resolute 55-Jährige leitet das Theo-Burauen-Haus in Köln-Ehrenfeld. Kürzlich diskutierte sie mit Robotik-Experten und Pflegewissenschaftlern über den Einsatz von Maschinen in der Pflege. Sie haben sie nicht überzeugen können. „Unsere Bewohner brauchen menschliche Zuwendung, keine seelenlosen Roboter“, sagt Römisch. Etwa 80 Prozent der Altenheimbewohner in Deutschland sind an Demenz erkrankt. „Wie sollen die verstehen, was ein Roboter macht?“

Der 90-jährige Hjalmar Beckers weiß sehr wohl, was ein Roboter ist. In seinem Zimmer mag sich der pensionierte Postoberrat eine solche Maschine trotzdem nicht vorstellen. „Ich freue mich jeden Tag, wenn eine Pflegerin reinkommt und ich ein paar Worte wechseln kann.“ Ein emotionsloser Roboter, der mit ihm Schach spielt oder ihm Wasser bringt? „Da bin ich dagegen.“

Auch im Stuttgarter Parkheim Berg, wo Care-O-bot demnächst seine Probezeit antreten wird, sind viele Bewohner skeptisch. Einige vermuten, dass sie den Roboter nicht verstehen, wenn er sie anspricht, oder befürchten, er könnte sie „über den Haufen fahren“. Diego Compagna, Soziologe an der Universität Duisburg-Essen, hat die Bewohner interviewt. Gemeinsam mit anderen Wissenschaftlern will er herausfinden, ob und wie Serviceroboter derzeit im Pflegesektor ein-

setzbar sind. Vor allem interessiert die Forscher, wie die Betroffenen und die Pflegekräfte auf die Maschinen reagieren.

„Eine Bewohnerin sagte, ‚hinterher haben wir gar keine Schwestern mehr‘“, erzählt Compagna. Statt der versprochenen Entlastung der Pflegekräfte durch Roboter, die dadurch mehr Zeit für die Senioren haben sollen, fürchten manche von ihnen weitere Rationalisierungsmaßnahmen auf ihre Kosten. Bei den Pflegekräften seien die Gefühle gemischt, so Compagna. Einerseits hoffen sie auf Unterstützung und die Übernahme von lästigen Routinetätigkeiten. Andererseits fürchten sie, dass die Roboter irgendwann ihre Jobs übernehmen.

Gabi Blume, Leiterin des Parkheim Berg in Stuttgart, winkt ab: „Die Pflegekräfte brauchen sich keine Sorgen zu machen. Es dauert noch Ewigkeiten, bis ein Roboter einen alten oder gar demenzkranken Menschen füttern, waschen oder kämmen kann.“ Solange Roboter die nonverbale Kommunikation nicht beherrschen, bleibe der Mensch unverzichtbar: „Die Roboter werden unsere Assistenten bleiben.“

Zurzeit hat Blume damit wohl recht: Selbst in Japan, dem Land, in dem die Entwicklung von Pflegerobotern am weitesten fortgeschritten ist, gibt es noch keinen Androiden, der regulär in Altenheimen eingesetzt wird. Das neueste japanische Modell „Riba“, ein Roboter mit Teddykopf und schaumstoffgepolsterten Oberarmen, kann zwar Patienten aus dem Bett in den Rollstuhl heben. Doch bisher funktioniert das nur im Labor.

„Die schweren Metallarme sind nach wie vor ein Sicherheitsrisiko“, sagt Ulrich Reiser, der Riba im Einsatz erlebt hat. Bei Care-O-bot sieht das ähnlich aus. Zwar hat die Berufsgenossenschaft die Fahrkünste der Maschine für gut befunden. Das gilt aber nicht für den Metallarm. Der Roboter erkennt zwar Objekte, die sich auf ihn zu bewegen und stoppt automatisch. Ist sein Metallarm aber gerade aktiv und verdeckt die eigenen Sensoren, kann das für Menschen gefährlich werden. Bis auf weiteres wird Care-O-bot deswegen die Getränke auf einem Tablett servieren und den Metallarm im Mensch-Maschine-Kontakt angewinkelt auf dem Rücken tragen.

Härtetest im Altenheim

„Ich freue mich auf Care-O-bot“, sagt Gabi Blume. Die Leiterin der Stuttgarter Senioreneinrichtung konnte bereits das Vorgängermodell testen. „Das war mehr eine rollende Putzmaschine.“ Immerhin: Die Putzmaschine, wie Blume sie nennt, hatte gehbehinderte



Senioren sicher über die Flure geleitet. Blume ist gespannt, welche Fähigkeiten das neue Modell besitzt. Anders als viele ihrer Kollegen hat sie keine Vorbehalte gegen Roboter. „Seien wir mal ehrlich“, sagt Blume, „die Roboterisierung im Pflegeheim wird kommen.“

Während die Bevölkerung in Deutschland insgesamt schrumpft, steigt der Anteil der Älteren und potenziell Pflegebedürftigen. Laut Statistischem Bundesamt werden im Jahr 2060 in Deutschland bis zu zehn Millionen Menschen älter als 80 Jahre sein. Wer die Senioren dann pflegen und betreuen soll, ist fraglich. Bereits heute fehlen Zehntausende Pflegekräfte. Der Beruf ist unattraktiv, schlecht bezahlt und körperlich anstrengend. Manchem erscheint da der Gedanke reizvoll, dass mittelfristig Roboter Senioren aus den Betten heben, zur Toilette begleiten oder ihnen Gesellschaft leisten.

Gerade Letzteres halten hierzulande viele für ethisch fragwürdig. Japaner sehen das entspannter. Dort gelten Roboter als freundliche Helfer. Im Land der Comic-Kultur rettete schon anno 1950 in einer Bildergeschichte ein atomgetriebener Roboter das Land. Roboter-

freundlich ist auch die Shinto-Religion, in der auch Gegenstände eine Seele haben können.

Heimleiterin Gabi Blume sieht es nüchtern. Sie erhofft sich von Automaten wie Care-O-bot Entlastung bei „stupiden Arbeitsabläufen“. Hol- und Bringdienste für Medikamente oder Inkontinenzmaterial wie Windeln und Katheter. Care-O-bot wird sich beim Praxistest in Stuttgart zunächst als rollender Wasserspender versuchen, der Senioren freundlich zum Trinken animiert. Wenn alles klappt, soll er auch protokollieren, wie viel die einzelne Person trinkt.

„Einige unserer dementen Patienten werden sicher an ihm herumdücken oder ihn umarmen“, glaubt Gabi Blume. Der hautnahe Mensch-Maschine-Kontakt könnte für Irritationen sorgen. Was für Menschen – zumal Demente – enorm wichtig ist, liebevoller Körperkontakt, interpretiert der Roboter als gefährliches Ereignis. Bei Care-O-bot führt das zur Notabschaltung. Umarmungen gehören nicht zu seinem Repertoire. Die Maschine kapituliert vor den menschlichsten aller Bedürfnisse.

„Roboter dürfen keine Ersatzmenschen sein“

Theologen, Philosophen, Mathematiker und Soziologen über den Einsatz von Robotern in Alten- und Pflegeheimen

Persönlichkeitsrechte wahren

Ethisch spitzt sich das Thema für mich auf zwei Fragen zu: Inwieweit bleibt das Selbstbestimmungsrecht der Betroffenen gewahrt und mit welcher Motivation kommen Roboter in der Pflege zum Einsatz? Gut ist in dieser Hinsicht alles, was von den Betroffenen selbst für gut erachtet wird. Das ist nicht der Fall, wenn es dabei nur um Einsparungen und die Optimierung von Prozessen geht. Die Beziehung zwischen Mensch und Maschine sollte dabei so geregelt sein, dass das eigenverantwortliche Handeln der Menschen nicht gefährdet wird. Roboter sollten alles tun dürfen, was im Pflegeprozess hilft. Sie sollten nichts tun, was die Persönlichkeitsrechte Dritter verletzt.

Prof. Dr. Hanns-Stephan Haas, Theologe, leitet die Evangelische Stiftung Alsterdorf und ist stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums der Hanns-Lilje-Stiftung.

Roboter werden bald selbstverständlich sein

Technische Helfer machen die Menschen selbständiger. Sie verringern das Gefühl, von anderen abhängig zu sein oder ihnen zur Last zu fallen. Heute wird an Lösungen gearbeitet, die behinderte oder ältere Menschen bedienen und im Alltag unterstützen. Das hat nichts mit menschenähnlichen Robotern aus Science-Fiction-Filmen zu tun. Vielmehr geht es um Robotik-Hilfsmittel, die das Leben erleichtern und von jedem schnell akzeptiert werden. Mobile Wasserspender beispielsweise können ältere Menschen zum Trinken auffordern, kleinere Transportdienste erledigen und so das Pflegepersonal entlasten. In Zukunft werden Robotik-Hilfsmittel etwas ganz Selbstverständliches sein. Ähnlich wie heute die elektrische Zahnbürste, der Rasierapparat oder die Gehhilfe. Ich selbst würde mich im Falle eines Falles ohne Bedenken von einem Roboter pflegen lassen.

MSc. Dipl.-Math. Christopher Parltitz ist Referent für Servicerobotik bei der Schunk GmbH & Co. KG. Technik von Schunk kommt beispielsweise beim Pflegeroboter Care-O-bot zum Einsatz.

Menschliche Zuwendung kann nicht ersetzt werden

Eine gelingende Mensch-Maschine-Interaktion steht und fällt mit der Klarheit der Erwartungen an diese Interaktion. Diese Erwartungen müssen sorgfältig entwickelt werden und flexibel korrigierbar sein. Menschliche Zuwendung kann durch Technik entlastet, aber nicht ersetzt werden. Rollen- und Funktionszuweisungen lassen sich delegieren, individuelle Zuwendung nicht. Damit sie von den Betroffenen akzeptiert werden, sollten Pflegeroboter Ausstiegspunkte aus der Nutzung bieten, die einfach zu handhaben sind. Darüber hinaus sollte das System in der Lage sein, sensibel zu diagnostizieren, ob menschliche Intervention erforderlich ist. Eine „integrierte Ethik“ der Maschinen sollte zudem ständig deren Grenzen bewusst machen: Auch wenn Roboter freundlich oder lustig gestaltet sind und überschaubar agieren, dürfen sie nicht als Ersatzmenschen auftreten.

Prof. Dr. Christoph Hubig, Philosoph, lehrt an der TU Darmstadt. Hubig ist Mitglied des Direktoriums des Internationalen Zentrums für Kultur- und Technikforschung (IZKT).

Roboter sind keine eisernen Ungeheuer

Wir müssen unsere Vorstellung von einem Roboter als einem eisernen Ungeheuer revidieren. Ganz allgemein geht es beim Einsatz von Technik ja darum, dem Pflegepersonal durch Entlastung von Routinetätigkeiten die menschlichen Aspekte ihrer Arbeit weiterhin zu ermöglichen. Und wenn niemand da ist, der helfen könnte, warum sollte dann ein gut gestalteter Roboter, der einer Pflegebedürftigen auf Zuruf ein Glas Wasser ans Bett bringen kann, eine Zumutung sein? Die Annahme, alte Menschen seien technikfeindlich, ist schon lange widerlegt. Allerdings muss die Technik, egal ob Hilfsmittel oder Roboter, so perfekt gestaltet sein und so zuverlässig funktionieren, dass sie nicht zu einer zusätzlichen Belastung wird. Problematisch wird es dann, wenn die Technik unhandlich, undurchschaubar, nicht individuell regel- und gestaltbar, Angst auslösend oder stigmatisierend ist.

Dr. Heidrun Mollenkopf, Soziologin und Gerontologin, ist Mitglied des Expertenrats der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO), ihr Arbeitsschwerpunkt: Alter und Technik.



Die bildende Kraft von Kunst und Kultur **Experiment geglückt – ein Requiem als biblische Oper**

„Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ Mit Inbrunst preisen die Sängerinnen und Sänger der Kantorei Herrenhausen den Triumph des ewigen Lebens. Die Passage zählt zu den dramatischen Höhepunkten des Deutschen Requiems von Johannes Brahms: Der Tod ist besiegt, es gibt Hoffnung auf Erlösung. Mit seinen anrührenden Melodien und der poetischen Kraft der Texte zählt das spätromantische Werk zu den beliebtesten Stücken der Chorliteratur.

Fast jeder Oratorienchor hat es im Repertoire. Doch die Form, in der die Kantorei Herrenhausen das Deutsche Requiem im vergangenen Jahr präsentiert hat, stand in deutlichem Gegensatz zur üblichen Aufführungspraxis.

Zu hören waren nicht nur die sieben bekannten Chorsätze. Auch fürs Auge wurde etwas geboten. Es traten auf: ein roter Teufel, ein Erzengel, ein Mann, der nicht sterben wollte. Dazu dessen Mutter, die verstoßene Geliebte, der beste Freund. Es wurde getanzt und geredet, gefleht und geklagt – Kirchenmusik als modernes Musiktheater, gefördert durch die Hanns-Lilje-Stiftung. Das Deutsche Requiem wurde zur Oper.

„Die Idee ist nicht so verwegen, wie sie klingt“, sagt Regisseur Christoph Amrhein, der die Aufführung in der Herrenhäuser Kirche inszeniert hat. „Im Grunde handelt es sich bei den großen Oratorien ja bereits um

komponiertes Theater.“ Früher sei es sogar üblich gewesen, die biblischen Geschichten für das Volk szenisch darzustellen.

Der Gedanke, die Chorwerke selbst für solche Inszenierungen zu nutzen, ist jüngerer Datums. Amrhein zählt im deutschen Sprachraum zu den Pionieren auf diesem Gebiet. 1995 hat er Bachs Matthäus-Passion in Bonn auf die Bühne gebracht. Im Jahr 2000, zur Expo, gab es eine erste Inszenierung dieser Art in der Herrenhäuser Kirche. „Matthäus-Passion szenisch“ stand damals auf dem Programmheft. Als sechs Jahre später Händels Belsazar in Herrenhausen aufgeführt wurde, sprach man bereits selbstbewusst von einer „biblischen Oper“.

„Am Anfang mussten wir einige Widerstände überwinden“, sagt Kirchenkreiskantor Martin Ehlbeck, der Amrheins Idee nach Hannover geholt und die musikalische Leitung der Aufführungen übernommen hat. „Viele haben gesagt: Das geht nicht! Es gibt da eine Tradition, der zufolge die großen Chorwerke als unantastbare Heiligtümer gelten.“

Das hat sich geändert. Dass biblische Opern mittlerweile als zeitgemäße Interpretationen von Kirchenmusik akzeptiert sind, ist Leuten wie Martin Ehlbeck und Christoph Amrhein zu verdanken. Nachdem Matthäus-Passion und Belsazar vom Publikum begeistert aufge-

nommen worden waren, beschlossen die beiden, sich diesmal an ein Werk aus der Spätromantik zu wagen.

„Formal und organisatorisch konnten wir auf den Erfahrungen der bisherigen Inszenierungen aufbauen“, sagt Ehlbeck. „Inhaltlich sahen wir uns neuen Schwierigkeiten gegenüber.“ Anders als bei der alttestamentarischen Geschichte vom babylonischen König Belsazar und der Passion Jesu liegt dem Deutschen Requiem keine äußerliche Handlung zugrunde. Statt wie üblich die lateinische Vorlage der Totenmesse zu vertonen, hatte Brahms den Text für sein Requiem selbst aus verschiedenen Bibelstellen zusammengestellt. Das Anliegen des Komponisten war durchaus diesseitig: Nicht um die Ruhe der Toten ging es dem Protestanten Brahms, sondern um den Trost für die Lebenden.

Das Chorwerk blieb nicht die einzige musikalische Quelle: „In der Schweiz wird das Deutsche Requiem häufig zusammen mit den Sechs Monologen aus ‚Jedermann‘ von Frank Martin aufgeführt“, sagt Ehlbeck. Der 1974 verstorbene Schweizer Komponist Martin hatte für seinen Liederzyklus Passagen aus Hugo von Hofmannsthal's berühmtem Mysterienspiel „Jedermann“ genutzt. „Thematisch bestehen enge Beziehungen zwischen den Werken“, sagt Ehlbeck. „In beiden Fällen geht es um die existenzielle Auseinandersetzung mit Sterben und Tod.“

Statt die beiden Kompositionen wie üblich nacheinander aufzuführen, haben Ehlbeck und Amrhein die sieben Sätze des Requiems und Frank Martins Liederzyklus miteinander verzahnt. „Was jetzt noch fehlte, war eine dramaturgische Verknüpfung der musikalischen Bestandteile – eine Art Libretto.“

Auch hier diente wieder ein Text Hugo von Hofmannsthal's als Vorlage. Lange bevor er mit seinem Jedermann berühmt wurde, hatte der Autor dessen Thema – das ‚Sterben des reichen Mannes‘ – bereits in einem Frühwerk bearbeitet. Im Versdrama „Tor und Tod“ wird der Protagonist kurz vor seinem Ende mit wichtigen Personen aus seinem Leben konfrontiert. Die Mutter, der beste Freund und die verstoßene Geliebte halten dem törichten Helden seine Verfehlungen vor. Wie der Jedermann erkennt auch die Hauptperson aus Tor und Tod gerade noch rechtzeitig ihre Fehler und wird am Ende erlöst.

Christoph Amrhein und Martin Ehlbeck haben die Figuren der Mutter, des Freundes und der Geliebten in ihre biblische Oper aufgenommen. Die Auftritte der drei „Ankläger“ – eingestreut zwischen Chorsätze und

Lieder – verbinden die musikalischen Passagen zu einem erzählerischen Ganzen. „Von einem Opernplot im üblichen Sinne kann man wohl kaum sprechen“, heißt es im Programmheft, „vielleicht eher von einem spirituellen Traumspiel“.

Musik aus verschiedenen Epochen, ein Versdrama und ein Mysterienspiel, Altes und Neues Testament als Textquellen – die Gefahr, dass sich all diese Bestandteile nicht ohne weiteres ineinander fügen würden, habe durchaus bestanden, bekennt Christoph Amrhein. „Es war ein Wagnis. In inhaltlicher Hinsicht war das, was wir gemacht haben, wirklich kühn.“

Um so erstaunlicher ist das Ergebnis: Wer sich die Aufzeichnung der Veranstaltung anhört, stellt überrascht fest, dass die verschiedenen Elemente sich fast organisch zu einem Ganzen verbinden. „Die Übergänge waren geschickt geschaffen. Man hatte den Eindruck eines Zeitalters überspannenden Gesamtkunstwerks“, schrieb ein begeisterter Besucher.

Anteil an diesem Erfolg hatte auch der ungewöhnliche Aufführungsort. „Die Kirche spielt mit“, sagt Christoph Amrhein. Geschickt hat der Regisseur den Raum für seine Inszenierung genutzt. Vorne im Altarraum wurde eine Bühne errichtet. Für den Chor hatte man seitlich eigens zwei Treppen aufgestellt, der Zuschauerraum konnte über eine Rampe im Mittelgang bespielt werden. Selbst Kanzel und Kreuzifix wurden in die Handlung eingebaut.

„Die Spiritualität des Raumes überträgt sich so auf das ganze Stück“, schwärmt Martin Ehlbeck. Genau hierin liegt für den musikalischen Leiter und seinen Regisseur der besondere Reiz einer solchen Inszenierung. „Wenn ich mir die Matthäus-Passion als konzertante Aufführung im Konzerthaus anhöre, ist das vor allem ein ästhetischer Genuss“, sagt Amrhein. „Der Inhalt spielt dabei im Grunde keine Rolle.“

In einer biblischen Oper sei das anders. „Durch die szenische Darstellung entsteht ein theatralisches Ereignis, das nicht nur den Verstand anspricht, sondern sinnlich und emotional erlebt wird.“ Dass Amrhein und Ehlbeck dieses Ziel auch mit ihrer jüngsten Inszenierung erreicht haben, beweisen die begeisterten Reaktionen des Publikums. „Auch bei denjenigen, die zunächst skeptisch waren“, sagt Ehlbeck. „Experiment geglückt“, lobte die Presse. Soviel Zuspruch macht Mut. Inzwischen haben der Kirchenkreiskantor aus Hannover und der Bonner Regisseur bereits ein weiteres Projekt in Planung.

„Kunstwerke müssen Fragen aufwerfen“

Ein Gespräch mit René Zechlin,
Direktor des Kunstvereins Hannover und Kuratoriumsmitglied
der Hanns-Lilje-Stiftung, über den Glauben in der Kunst,
Madonna mit der Dornenkrone und sakrale Themen in Kunstvideos.

Ein großer Teil der abendländischen Kunst beschäftigt sich mit christlichen Themen. Spielen Religion und Glaube in der zeitgenössischen Kunst noch eine Rolle?

Das Thema Glaube spielt in der zeitgenössischen Kunst im Moment keine große Rolle. Die aktuelle Kunst scheut eine direkte Beschäftigung etwa mit der Frage: Was ist Gott? In einem weiteren Sinne jedoch spielen Themen, die in der Religion wichtig sind, in der Kunst eine stärkere Rolle denn je. Zum Beispiel Fragen der Spiritualität oder nach dem Umgang mit dem Tod. Teilweise werden bei der Umsetzung sogar die gleichen Symbole benutzt, die auch in der Kirche verwendet werden.

Manche sagen: Religion sucht Antworten, Kunst formuliert Fragen. Ist das nicht ein Gegensatz?

Für mich ist es ein wichtiges Kriterium, dass ein Kunstwerk Fragen aufwirft, dass es mich irritiert, vielleicht verstört. Aber ich sehe hier keinen Gegensatz zur Religion, sondern eher eine Ergänzung. Das betrifft nicht nur Themen wie Jenseits und Tod, sondern auch aktuelle Fragen. Religion behandelt diese Fragen in einer Weise, die mit der eigenen Rolle und Tradition zusammenhängt. Hier ist es wichtig, dass die Kunst versucht, solche Fragen neu zu stellen.

Welche Fragen könnten das sein?

Gerade im Bereich der Ethik ist es wichtig, Standards, die wir als festgesetzt ansehen, neu zu diskutieren

oder in diesem Zusammenhang ganz neue Fragen zu stellen. Ein großes Thema gerade in Arbeiten aus Südamerika sind die Menschenrechte: Behandelt werden dort beispielsweise die Verschleppung und das Verschwinden von Menschen zur Zeit der Diktaturen. Bei uns spielen in jüngerer Zeit Aspekte wie Umweltschutz, Klimawandel oder erneuerbare Ressourcen eine immer größere Rolle.

Boris Groys, der in Karlsruhe die viel beachtete Ausstellung „Medium Religion“ kuratiert hat, meint: Kunst kann mit Religion nur blasphemisch oder kritisch umgehen. Würden Sie diese Aussage unterschreiben?

So ein absolutes Statement würde ich ablehnen. Wenn ich mir allerdings anschauen, wie sich Künstler mit diesem Thema beschäftigen, dann kann man durchaus festhalten: Die Kirche wird eher kritisch betrachtet.

Wo sind die Grenzen? Darf Kunst alles?

Für mich ist das mehr eine Frage der Qualität. Theoretisch darf Kunst alles. Ich bin der Meinung, dass Kunst die Gegenwart reflektiert. Und wenn Kunst Religion kritisch reflektiert, schadet eine solche Herangehensweise der Kirche nicht. Allerdings finde ich manche Beispiele einfach schlecht. Wenn etwa die Sängerin Madonna bei ihrer Bühnenshow mit einer Dornenkrone auftritt, dann ist das schlicht albern, weil es im Grunde nur mit dem Skandal arbeitet. So etwas wirft keine Fragen auf,



sondern stellt lediglich einen Tabubruch dar. Und wenn sich ein Kunstwerk in einem Tabubruch erschöpft, dann ist das eben albern. Vergleichbare Performances gab es bereits in den 1970er Jahren. Allerdings ging es dort selten darum, den Glauben oder Gott in Frage zu stellen, sondern eher die religiöse Symbolik und den Umgang damit zu hinterfragen.

In der Kirche dient Kunst traditionell einem religiösen Zweck. Neuerdings öffnen Kirchen ihre Räume auch für zeitgenössische Kunst, die nicht ausdrücklich an solche Zwecke gebunden ist. Kann das funktionieren?

Es ist wichtig, dass die Kunst sich mit dem Raum Kirche auseinandersetzt und auf ihn reagiert. Das ist nicht anders bei einem Altar, der auch für eine bestimmte Kirche konzipiert worden ist. Es gibt zahlreiche Beispiele, die zeigen, dass zeitgenössische Kunst zu so etwas in der Lage ist. Der amerikanische Videokünstler Bill Viola hat sich sehr eingehend mit Fragen der Religion und des Todes beschäftigt und dabei an ursprünglich christliche Darstellungsformen angeknüpft. Eine Arbeit lehnt sich an das Triptychon als Altarbild an: In einem Videobild werden Szenen gezeigt, die den Blick auf einen sterbenden Menschen zeigen. In Kombination mit anderen Motiven erzeugt das eine Intensität, die in der Wahrnehmung traditioneller Darstellungen heute verloren gegangen ist.

Treten Kirchenraum und Kunstobjekt bei solchen Arbeiten nicht in Konkurrenz?

Das kommt auf den Kirchenraum an. Und wenn ein Werk speziell für einen bestimmten Raum entwickelt wurde, verändert sich auch sehr viel. Gerade in den letzten Jahren sind einige zeitgenössische Künstler eingeladen worden, das klassische Thema Kirchenfenster neu zu bearbeiten. Teils mit eher konservativen Ergebnissen, die mehr oder weniger die biblischen Darstellungen aufgegriffen haben. Aber auch mit Lösungen, die wichtige Fragen aufwerfen. Wie Gerhard Richter, der ein Fenster des Kölner Doms gestaltet hat. Für mich war das ein klares Signal von Seiten der Kirche zu sagen: „Kultur ist ein Teil von uns. Wir schaffen durch dieses Fenster eine Öffnung zur Gegenwart.“

Menschen mit traditionellen Vorstellungen empfinden moderne Arbeiten in der Kirche womöglich als Zumutung.

Man empfindet immer das als Zumutung, was man nicht kennt, weil es unsicher macht. In dem Moment, in dem etwas in einer Kirche oder einem Museum präsentiert wird, ist es ein Bildungsgut, das ernst zu nehmen ist! Es entspricht allerdings für manche überhaupt nicht dem, was sie als ernst zu nehmend empfinden.

Viele sind auch der Meinung: Bei der zeitgenössischen Kunst muss man so viel wissen. Aber das war schon immer so. Auch ein Altarbild kann man nur verstehen, wenn man halbwegs bibelfest ist. Ich denke, dass man den Leuten heute generell zu wenig zutraut. Die Kunst traut den Leuten sehr viel zu. Man muss aber einen Zugang schaffen – über eine entsprechende Vermittlung.

Ist sakrale Kunst ein interessantes Arbeitsfeld für zeitgenössische Künstler?

Auch vor fünfhundert Jahren haben sich die Künstler nicht hingesetzt und spontan entschieden: „Jetzt bearbeite ich ein sakrales Thema.“ In der Regel ging dem ein Auftrag voraus: Erst in dem Moment stellte sich der Künstler die Frage: Was bedeutet für mich sakrale Kunst? Das funktioniert heute noch genauso. Ein prominentes Beispiel ist der japanische Architekt Tadao Ando, der in seiner Heimat eine „Kirche des Lichts“ gebaut hat. Ando hat dabei stark mit der Kreuzsymbolik gearbeitet. Der Kirchenraum ist komplett dunkel. Das Licht fällt lediglich durch schmale Fensterscheiben in Kreuzform ein. Auf diese Weise wird eine sehr intensive spirituelle Wirkung erzielt.

Wären Glaube und Religion auch für eine Ausstellung im Kunstverein spannende Themen?

Es gab hier im vorvergangenen Jahr den Aschermittwoch der Künste als gemeinsame Veranstaltung von Kunstverein, Hanns-Lilje-Stiftung und Evangelischer Kirche – ein sehr gelungenes Projekt. Als künstlerischer Beitrag war Dieter Froelich zu Gast, ein Künstler, der sich intensiv mit dem Thema Kochen und Essen beschäftigt. Für Froelich lag hier die Assoziation des gemeinsamen Mahles, des Armenessens nahe. Es gab eine lange Tafel und ein recht einfaches Essen, das durchaus eine kulinarische Herausforderung an die Besucher darstellte. Auf diese Weise entstand ein Rahmen für Gespräche, die um den Sinn des Aschermittwochs kreisten, um Fragen der Besinnung und des Innehaltens. Das passierte ganz automatisch. Ohne dass man sich fragen musste: Was hat diese Kunst jetzt mit Religion zu tun? Für mich ist das ein Beispiel für eine geglückte Begegnung von Kunst und Glaube, aber natürlich gelingt das nicht immer so gut.



Die Zukunft von Politik und Gesellschaft

Big Brother und seine Brüder: Google, Facebook & Co

Ein Gespräch mit dem Bundesbeauftragten für den Datenschutz und die Informationsfreiheit, Peter Schaar, über soziale Netzwerke, falsche Geburtstage und nützliche Pseudonyme

Soziale Netzwerke im Internet werden immer beliebter. 400 Millionen Menschen tauschen sich bei Facebook aus, teilen Bilder und Videos. Das Unternehmen wird wegen seines laxen Datenschutzes kritisiert. Herr Schaar, Sie sind Mitglied bei Facebook. Darf ich fragen, wie viele Freunde Sie bei Facebook haben?
Ungefähr 350.

Nicht schlecht!

Das Wort Freunde muss man natürlich immer in Anführungsstriche setzen. Es sind selbstverständlich nicht alle Freunde in der Bedeutung des Wortes, zumal ich nicht alle persönlich kenne. Ich kriege täglich „Freundschaftsanfragen“, einen Teil davon lehne ich auch ab.

Welche privaten Informationen teilen Sie mit diesen 350 „Freunden“?

Ich habe dort nur sehr wenige Informationen eingestellt. Meinen Namen, ein Foto von mir, mein Geburtsdatum und meinen Beziehungsstatus, aber man muss auch nicht alles für bare Münze nehmen, was ich da geschrieben habe.

Sie haben absichtlich geschummelt?

Ja, mir haben schon einige in der falschen Jahreszeit gratuliert. Aber warum soll ich mein wahres Geburtsdatum dort eingeben? Warum soll ich detaillierte Angaben über meinen Beziehungsstatus, meine politische Meinung oder meine religiöse Weltanschauung dort einstellen? Ich sehe nicht ein, in einem Netzwerk etwas kundzutun, bei dem ich letztlich nicht wirklich kontrollieren kann, wer diese Information sonst noch erhält.

Warum sind Sie so argwöhnisch?

Niemand weiß, wie die sozialen Netzwerke die Informationen ihrer Nutzer auswerten. Werden bestimmte private Informationen, die von unterschiedlichen Nutzern eingestellt werden, miteinander verknüpft – etwa über die Freundeslisten? Wird festgehalten, mit wem ich mich unterhalte oder welche Seiten ich innerhalb des Netzwerks aufrufe? Ich gehe davon aus, dass das weitgehend registriert wird. So entsteht ein sehr aussagekräftiges Soziogramm, das es ermöglichen würde, weitgehende Schlussfolgerungen über meine persönlichen Freundschaften und Kontakte oder religiösen Einstellungen herzustellen. Genau das möchte ich aber nicht!

Bei sozialen Netzwerken wie Google-Buzz oder Facebook kann ich mein elektronisches Adressverzeichnis direkt mit dem Dienst verknüpfen. Das ist sehr bequem,



um schnell mit Freunden und Bekannten via Facebook Kontakt aufzunehmen. Sie sind dagegen – wieso?

Ja. Denn damit übermitteln Sie dem Dienst persönliche Daten – also E-Mail-Adressen von Dritten, und Sie tun das ohne deren Einverständnis. Die Betroffenen werden über die Weitergabe ihrer Daten an das soziale Netzwerk nicht einmal informiert. Manche wundern sich dann, dass sie von solchen sozialen Netzwerken plötzlich per E-Mail Einladungen zum Mitmachen erhalten, obwohl sie selbst niemals Kontakt mit ihnen aufgenommen oder entsprechende Seiten im Internet aufgerufen haben. Das ist ein großes datenschutz-rechtliches Problem!

Viele Menschen verzichten im Internet freiwillig auf ihre Privatsphäre und veröffentlichen persönliche Daten, laden Fotos von sich und ihren Kindern hoch. „Selbst Schuld“ könnte man sagen.

Das wird so behauptet. Natürlich reduziert der, der in einem sozialen Netzwerk aktiv ist, seine Privatsphäre. Gleichwohl wird er aber nicht alles über sich ins Netz stellen. Aber selbst wenn ich bloß eine Suchmaschine nutze, weil ich mich für ein Thema interessiere, wenn ich E-Mails schreibe oder wenn ich sonstige Internetdienste in Anspruch nehme, auch dann gebe ich viel von mir preis, und zwar ohne dass ich das will. Auf diesem Wege hinterlasse ich unfreiwillig Datenspuren, die andere auswerten können.

Google ist ins Visier der europäischen Wettbewerbs-hüter geraten. Auch Sie fordern die Überprüfung der

Marktmacht von Google und im Extremfall die Entflechtung des Konzerns. Was macht Google für Sie so gefährlich?

In der Vergangenheit haben wir uns sehr stark mit der Datenschutzproblematik einzelner Google-Dienste auseinandergesetzt. Aber die Suchmaschine ist eben nur ein Dienst unter vielen. Menschen nutzen nicht nur die Google-Suchmaschine, sondern auch G-Mail, Google-Maps, Googles virtuellen Kalender, die virtuelle Büro-Software mit Speicherplatz für Texte und Tabellenkalkulationen im Internet und viele andere Dienste mehr. Bei der Nutzung dieser unterschiedlichen Dienste entstehen ungeheure Mengen an persönlichen oder zumindest indirekt personenbezogenen Daten, die zu Persönlichkeitsprofilen verknüpft werden können. Und das darf nicht sein.

Philipp Schindler, Europachef von Google, sagt, das Unternehmen sammle keine personenbezogenen Daten. Es interessiere Google nicht, was ein Peter Schaar gestern gesucht oder welchen Dienst er genutzt habe.

Google sammelt natürlich Informationen über das individuelle Nutzungsverhalten, etwa nach welchen Begriffen von einem bestimmten Computer gesucht wurde. Diese Informationen werden per Cookie zusammengeführt, also über kleine, auf dem Nutzercomputer hinterlegte Identifikationsdateien. Außerdem gibt es Google-Dienste, die personalisiert sind, bei denen das Unternehmen auch meinen Namen, die E-Mail-Adresse oder meine Telefonnummer kennt. Unter Ver-

Wer schützt die Menschenwürde im World Wide Web?

Die Menschenrechte sollten die Menschenwürde schützen als Abwehrrechte gegen staatliche Übergriffe. Im Zeitalter des Internets müssen wir uns nun als globale Zivilgesellschaft gegen Gebilde wie etwa Google oder Facebook schützen. Die Gestaltungsaufgaben, die dem Staat auch zugeschrieben wurden, um den Bereich der Menschenwürde gegen Übergriffe anderer zu schützen, müssen nun transnational angegangen werden: von der Staatengemeinschaft und von der globalen Zivilgesellschaft mit ihren Nichtregierungsorganisationen, zu denen ich nicht zuletzt die Kirchen zähle.

Wir müssen das Rad da übrigens nicht neu erfinden. Wir sollten einfach davon ausgehen, dass persönliche Daten so etwas sind wie ein Abziehbild der Person: Wir bleiben Herr über sie. Sie sind wie wir vor Angriffen und Übergriffen zu schützen. So sah das auch der Gesetzgeber, als er jeden auskunftspflichtig machte, der Daten von uns hat.

Als weitere Faustregel kann gelten: Wer im Netz verdient, ist zunächst einmal auch verantwortlich für das, was er dort ermöglicht. Er haftet nicht nur, er muss Missbrauch ausschließen – und erst recht Verstöße gegen Menschenrechte.

Daraus ergibt sich für alle Beteiligten eine Regulierungs- als Gestaltungsaufgabe. Wenn der Mensch als Geschöpf Gottes in Schöpfungsverantwortung handelt, fällt beides zusammen. Wir nennen das bei uns im Institut „integral innovation“. Was Kant „Autonomie“ nannte: Selbstgesetzgebung – das muss heute im Zeitalter globaler Vernetzung als vorwegnehmende Selbstregulierung auf allen institutionellen Ebenen neu eingeübt werden. So drückt Menschenwürde sich aus.

Prof. Dr. Wolfgang Nethöfel, Sozialethiker am Fachbereich Evangelische Theologie und Direktor des Instituts für Wirtschafts- und Sozialethik (IWS) an der Philipps-Universität Marburg.

Für immer öffentlich? Persönliche Daten im Internet

Schwer depressiv, suizidgefährdet, arbeitsunfähig – so beschreibt sich Michael Fortek (Name geändert) in dem Beitrag einer Wochenzeitschrift. Wer bei Google seinen Namen und Wohnort eingibt, findet den Artikel mit seinem Bild und dem vollen Namen meist unter den ersten fünf Treffern. Auch vier Jahre nach der Erstveröffentlichung. Mit seiner Offenheit wollte Fortek andere Betroffene ermutigen, sich helfen zu lassen. Sein Leben ging weiter, er wurde gesund und arbeitet wieder. Im Internet jedoch scheint die Zeit still zu stehen. Dort gilt Michael Fortek immer noch als der Typ, der ganz unten ist. Den Beitrag einfach zu löschen, funktioniert nicht. Der Artikel wurde mittlerweile mehrfach kopiert und auf andere Seiten im World Wide Web verteilt.

Michael Fortek ist kein Einzelfall. Egal ob eigene Buchrezension bei Amazon, die Unterschrift gegen Genfood, das peinliche Trinkfoto von der Semesterfeier oder der 541. Platz beim 10-Kilometerlauf, im Netz der Netze finden Google und andere Suchmaschinen jede noch so kleine Datenspur, die man jemals hinterlassen hat. Das Internet vergisst nichts und niemanden. Anders als das menschliche Gehirn, das alte, unwichtige Informationen aussortiert und gnädig mit neuen Daten überschreibt.

Im Internet wird alles archiviert und mit Hilfe gnadenlos effizienter Suchalgorithmen aufgelistet. Egal, ob es relevant oder irrelevant ist, wahr oder unwahr, wichtig oder unwichtig. Wer früher extra einen Privatdetektiv beauftragen musste, um etwas über einen anderen Menschen zu erfahren, dem reichen heute oft ein paar Mausklicks. Und, Hand aufs Herz, wer hat nicht schon mal aus Neugier die neuen Nachbarn oder den Freund der Tochter gegoogelt? Immerhin jedes dritte Unternehmen gibt an, vor einem Vorstellungsgespräch gezielt nach Daten der Bewerber im Netz zu forschen.

Seit Jahren warnen Datenschützer vor digitalem Exhibitionismus und predigen zum Schutz der Privatsphäre die Ethik des Verzichts. Meist vergeblich. Es gibt zu viele verführerische Angebote. Scheinbar kostenlose E-Mail-Dienste wie Google-Mail oder soziale Netzwerke wie Facebook, Twitter, Lokalisten oder StudiVZ finanzieren sich über die privaten Daten ihrer Nutzer, die sie als Informationskapital verwerten und weiter verkaufen – zum Beispiel an Anzeigenkunden, die passend zum persönlichen Profil der Nutzer und deren Vorlieben ihre Werbung schalten.

Die Kontrolle über die eigenen Daten, wie sie das Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung einfordert,

scheint vor dem Hintergrund der technologischen Möglichkeiten nur mehr ein frommer Wunsch zu sein. Die Unantastbarkeit der Würde des Menschen und der Schutz der Privatsphäre – im Internet sind sie schwer durchzusetzen. Heutzutage ist es kaum möglich, selbst darüber zu bestimmen, wer was über jemanden erfährt und zu welchem Zweck Dritte diese Daten weiter benutzen. Interessen, Lebensweisen und Persönlichkeitsmerkmale werden anderen Menschen bekannt, ohne dass die Betroffenen das steuern könnten. Früher schien das Grundrecht der informationellen Selbstbestimmung vor allem durch „Big Brother“ Staat bedroht zu sein, mittlerweile hat dieser „große Bruder“ unzählige Geschwister bekommen: Firmen und Organisationen, aber auch Privatleute, die mit den Daten von Freunden, Arbeitskollegen oder Unbekannten absichtlich oder unabsichtlich unverantwortlich umgehen.

Andererseits: Der gewaltige Erfolg sozialer Netzwerke belegt, dass sich die Vorstellung davon, was Privatsphäre ist, derzeit enorm wandelt. Zwar ist Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Privatsphäre heute nicht weniger wichtig als den Generationen vor ihnen – das haben wissenschaftliche Studien gezeigt. Aber sie definieren sie anders. Bei Facebook kommunizieren die Nutzer nicht mehr nur unter vier Augen, sondern unter Umständen mit 30, 100 oder 400 so genannten Freundinnen und Freunden. Manche unterschätzen dabei, dass das, was sie im Netz schreiben oder die Fotos, die sie veröffentlichen, ihnen Jahre später peinlich sein könnten. Nur dann ist es eben oft zu spät.

Ist es also besser, auf diese Art von Kommunikation komplett zu verzichten? Und ist ein solcher Verzicht überhaupt realistisch? Wohl kaum. Damit man sich nicht verbiegen muss und auch mal Dummheiten machen kann, wollen Wissenschaftler dem Internet das Vergessen beibringen. Jeder Text und jedes Foto, das man im Internet veröffentlicht, sollten ein Verfallsdatum bekommen. So könnten Bilder und Texte über die Jahre langsam verblassen und irgendwann verschwinden.

Doch bis die Software so weit ist, muss man wie Michael Fortek selbst aktiv werden und jeden einzelnen Webseitenbetreiber um Löschung von unerwünschten oder unrichtigen Inhalten bitten, denn eine gesetzliche Handhabe besteht nicht. Oder Firmen wie „DeinGuterRuf“ engagieren, die rufschädigende Daten suchen und nach Möglichkeit sperren lassen. Schon ab 29,95 Euro wird dort das Image gereinigt. Wer Geld und Aufregung sparen will, sollte sich ein Pseudonym beim Surfen zulegen – am besten gleich mehrere.

wendung der Cookies können dann auch nicht personalisierte Nutzungsvorgänge persönlich zugeordnet werden. Ob eine Auswertung der anfallenden Nutzungsdaten durchgeführt wird oder nicht, das wissen wir doch gar nicht. Weder die Betroffenen selbst noch unabhängige Datenschutzbehörden haben die Möglichkeiten, bei Google zu prüfen, was mit diesen Daten wirklich geschieht.

Google und Facebook sind internationale Konzerne mit Sitz in den USA. Welche rechtlichen Möglichkeiten haben Sie dort, deutsche Datenschutzbestimmungen durchzusetzen?

Das ist natürlich immer das Problem in einer virtuellen Welt: Wie schaffe ich es, dass diese Unternehmen nationales Recht akzeptieren. Da Facebook und Google Büros in Deutschland unterhalten, gibt es aber Anknüpfungspunkte für die deutschen Datenschutzbehörden. Aber die Durchsetzbarkeit europäischen Rechts gestaltet sich sehr schwierig und langwierig, weil die US-Unternehmen sich zu unrecht allein auf ihr amerikanisches Recht berufen.

In Deutschland hat jeder das Recht zu wissen, wer was wann über ihn weiß – theoretisch zumindest. Ist dieses Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung angesichts der rasanten technologischen Entwicklung obsolet?

Nein, dieses Recht ist wichtiger denn je. Allerdings muss die informationelle Selbstbestimmung um- und durchgesetzt werden. Es muss künftig zum guten Ton gehören, nicht bei jeder Nutzung seinen Namen und seine Anschrift angeben zu müssen, sondern sich auch mit Pseudonymen zufrieden zu geben. Pseudonyme gibt es im literarischen und künstlerischen Bereich seit eh und je. Wenn ich jeweils unterschiedliche Pseudonyme verwenden kann, um meine E-Mails zu verschicken, um in meinem sozialen Netzwerk zu kommunizieren oder ein Buch zu bestellen, kann ich meine persönlichen Daten viel besser schützen.

Mit dem neuen Google-Service „Goggles“ können Objekte, die mit einer Handy-Kamera aufgenommen werden, live im Internet gesucht und Informationen über die Motive abgerufen werden – etwa Sehenswürdigkeiten. Eine schwedische Firma bietet nun die Gesichtserkennung mit dem Mobiltelefon an. Wenn ich Sie auf der Straße treffen und fotografieren würde, könnte ich so schnell ihren Namen und Beruf herausfinden. Sollte man so eine Technik verbieten?

Eine Technologie kann man nicht verbieten. Letztlich kommt es darauf an, so etwas wie allgemein akzeptierte Verhaltensregeln zu etablieren, die die Men-

schwürde und die Persönlichkeitsrechte anderer achten. Es geht hier weniger um gesetzlichen Zwang als um einen kulturellen Konsens darüber, was man machen darf und was nicht. Im konkreten Fall müssten die Nutzer die Personen, die sie fotografieren wollen, um Erlaubnis fragen. Ohne Einwilligung des Betroffenen würde quasi eine Verletzung des Rechtes am eigenen Bild stattfinden. Dieses Recht existiert bereits, jedoch nur, wenn das Bild veröffentlicht wird. In diesem Fall könnte der Gesetzgeber diesen Schutz des Persönlichkeitsrechts auf die Weitergabe an Dritte wie zum Beispiel „Goggles“ ausweiten.

Seit Jahren warnen Sie vor einem Ende der Privatsphäre und fordern von Unternehmen und Bürgern, persönliche Daten besser zu schützen. Der Facebook-Gründer Mark Zuckerberg sagt hingegen, das Konzept der Privatsphäre sei überholt.

Eine Gesellschaft ohne Privatsphäre, in der der Einblick in die persönlichsten Bereiche des eigenen Denkens und Handelns möglich ist, wäre eine unmenschliche totalitäre Gesellschaft. Richtig ist, dass Menschen heute freizügiger sind mit ihren Informationen. Das ist – für sich betrachtet – auch nicht unbedingt schlecht und gehört zum gesellschaftlichen Wandel. Es bleiben jedoch bestimmte Bereiche, von denen ich möchte, dass sie nicht jedermann oder dem Staat bekannt sind. Ich vermute, dass dies den meisten Menschen so geht und erwarte, dass diese Grenzen auch von anderen, vom Staat genauso wie von Unternehmen und Privatpersonen, akzeptiert werden.

Müssen Sie die Menschen heute vor sich selbst schützen?

Ich denke, da würden wir uns als Datenschützer übernehmen, wenn wir Menschen gegen ihren Willen schützen wollten. Die Menschen müssen selber ein Interesse daran entwickeln, dass ihre Daten geschützt bleiben. Wenn sich aber jemand entblößen will, tatsächlich oder virtuell im Netz, dann muss er letztlich mit den Konsequenzen leben. Vor den Folgen kann ihn kein Datenschützer bewahren.





Der Hanns-Lilje-Stiftungspreis Freiheit und Verantwortung

Anlässlich ihres 20-jährigen Bestehens hat die Hanns-Lilje-Stiftung erstmals den mit 20.000 Euro dotierten Hanns-Lilje-Stiftungspreis für herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie für wegweisende Initiativen ausgelobt.

Freiheit und Verantwortung sind Grundbegriffe christlicher Ethik. Mit dem Preis will die Hanns-Lilje-Stiftung den Dialog von Kirche und Theologie mit Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Kunst und Politik in besonderer Weise fördern.

Der Hanns-Lilje-Stiftungspreis Freiheit und Verantwortung wird zukünftig alle zwei Jahre mit wechselnden Themenvorgaben ausgeschrieben. Die erste Ausschreibung (Bewerbungsschluss am 1. Dezember 2010) bezieht sich auf den Förderschwerpunkt der Hanns-Lilje-Stiftung:

Wissenschaft, Technik und Wirtschaft für das Leben.

Der Hanns-Lilje-Stiftungspreis wird in zwei Kategorien vergeben:
Wissenschaftspreis (10.000 Euro) für herausragende wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten (Hochschulabschluss, Promotion und Habilitation),
Initiativpreis (10.000 Euro) für herausragende Projekte und Initiativen.

Ausgewählte Projekte 2008 | 2009

Intensive Zusammenarbeit von Kirche und Theologie mit Politik und Gesellschaft, mit Wissenschaft, Technik und Wirtschaft sowie mit Kunst und Kultur prägen die geförderten Vorhaben in den Jahren 2008 und 2009. Einige Projekte hinterfragen Lebenslagen und Strukturen. Andere vertiefen bestehende Kenntnisse und führen zu unerwarteten Einsichten. Und dann sind da auch noch die Projekte, die einfach Leib und Seele gut tun. Hier soll nur eine kleine Auswahl präsentiert werden, sie zeigt die Vielfalt der Themen und Formate.

Gemeinsam ist allen Aktivitäten, dass in ihnen der Dialog gesucht wird. Das setzt eigene Überzeugungen und Haltungen, zumindest eigene Fragen voraus. Keineswegs selbstverständlich, aber ebenso erforderlich ist die Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen. Wenn es dann nicht nur zu gegenseitigem Einverständnis, sondern auch zu Kontroversen kommt, ist das aus Sicht der Hanns-Lilje-Stiftung durchaus willkommen. Produktive Diskurse und konstruktive Debatten, in denen kirchliche und theologische Grundlagen zum Tragen kommen, dienen dem Zusammenleben in unserer Gesellschaft.



Ethik und Verantwortung im Journalismus

„Die Lust am Leid. Wo liegen die Grenzen der Berichterstattung?“ Dieses Thema lockte über 200 Verantwortliche aus Printmedien, Radio und TV in das Kloster Loccum. Eingeladen hatten die Hannoversche Landeskirche und die Hanns-Lilje-Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Kloster und der Ev. Akademie Loccum. Im Refektorium des Klosters diskutierten die Medienvertreter und ein mit Experten besetztes Podium über Ethik und Verantwortung im Journalismus. Moderiert wurde die Veranstaltung von der NDR-Journalistin Ulrike Heckmann. Die Aufzeichnung wurde anschließend von NDR Info ausgestrahlt.



Leben im Verborgenen

Heimlich und unerkannt leben sie mitten unter uns – Menschen ohne gültige Aufenthaltserlaubnis. Faktisch rechtlos, in ständiger Furcht entdeckt und ausgewiesen zu werden. In der Ausstellung „Leben im Verborgenen“ kommen „Menschen ohne Pass und Papiere“ erstmalig selbst zu Wort. Frauen und Männer, Alte und Junge erzählen von ihren Sorgen und Nöten. Ziel des Ausstellungsprojekts der Arbeitsstelle Islam und Migration im Haus kirchlicher Dienste war es, über die Situation dieser Menschen zu berichten und Verständnis zu wecken. Das ist gelungen: Weit über die einzelnen Veranstaltungsorte hinaus sorgt die hoch professionell gestaltete Ausstellung inzwischen bundesweit für öffentliche Diskussionen.

„Leben im Verborgenen“ ist entstanden in Zusammenarbeit mit dem Ökumenischen Netzwerk Asyl in der Kirche Niedersachsen, dem Diakonischen Werk der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers und dem Diakonischen Werk Stadtverband Hannover. Das Projekt wurde gefördert von der Hanns-Lilje-Stiftung und der hannoverschen Landeskirche.



Ein Koffer für die letzte Reise

„Was würden Sie für die letzte Reise in einen Koffer packen?“ Diese Frage hatte der Trauerbegleiter Fritz Roth gestellt. 103 Menschen aus ganz Deutschland haben geantwortet, Prominente und Nichtprominente aus unterschiedlichen Berufen. Die Inhalte der Antworten wurden in Szene gesetzt und anschließend im Historischen Museum Hannover präsentiert.

So vielfältig wie die Wünsche und Sehnsüchte der Menschen, so verschieden war auch das, was in den Koffern steckte. Entstanden ist dieses einzigartige Kunstprojekt auf Initiative der hannoverschen Hospize und mit Unterstützung der Hanns-Lilje-Stiftung. Manch einer, der die Koffer im Historischen Museum gesehen hat, mag sich gefragt haben: „Was würde ich wohl einpacken?“



Martin Luther King – Barack Obama

Über 100 Schüler und Lehrkräfte haben sich auf dem Hanns-Lilje-Jugendforum mit dem Leben Martin Luther Kings beschäftigt. Anlass war der 80. Geburtstag des berühmten Bürgerrechtlers. Besonderes Interesse weckte der Einfluss Kings auf den frisch gewählten US-Präsidenten Barack Obama. Das dreitägige Treffen mit hochkarätigen Vorträgen und Arbeitsgruppen wurde veranstaltet von der Ev. Akademie Loccum, gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend sowie die Hanns-Lilje-Stiftung.

12 Orte – 12 Gespräche

Live-Streaming von Veranstaltungen im Internet, ein zeitgemäßes mediales Cross-Over – darum ging es in einer Initiative der Hanns-Lilje-Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Kirchenfunk, dem Lutherischen Verlagshaus und der Kanzlei der ehemaligen Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann.

An ungewohnten Orten traf Käßmann Persönlichkeiten zum Gespräch über Design, Kirche, Theater und mehr. Die Initiative traf bundesweit auf eine überwältigende Resonanz.



fairKauf – ein Gewinn für alle

Das hannoversche Sozialkaufhaus „fairKauf“ war vielen Hannoveranern schon bald nach seiner Eröffnung ein Begriff. Laut einer Studie der Fakultät für Wirtschaft und Informatik der Fachhochschule Hannover kannte die Hälfte der Passanten die neue Einkaufsmöglichkeit in der von angestellten und ehrenamtlichen Mitarbeitern geführten Einrichtung. Das Konzept, gespendete Waren zu niedrigen Preisen anzubieten, traf auf hohe Zustimmung.

Dies, so ein Ergebnis der Studie, sei einer der Gründe für die enorm hohe Bereitschaft, dem Kaufhaus Waren zu spenden oder selbst einmal auf einen Besuch vorbeizuschauen – unabhängig vom Faktor Neugierde. Die Untersuchung ergab, dass fast jeder zweite Erstkontakt zum Dauerkontakt wurde. Wesentlichen Anteil daran, so die Forscher, hätten Mund-zu-Mund-Propaganda und die intensive Öffentlichkeitsarbeit. Die Ergebnisse der Studie, die durch die Fachhochschule Hannover und die Hanns-Lilje-Stiftung gefördert wurde, werden inzwischen bundesweit in Sozialkaufhäusern genutzt.



Ausgezeichnet

Qualität überzeugt. Das zeigen die zahlreichen Preise für Projekte, die von der Hanns-Lilje-Stiftung gefördert wurden. Im Oktober 2008 wurde das Ausstellungsprojekt „Gesichter des Islam – Begegnung mit muslimischen Frauen und Männern“ mit dem Pax-Bank-Preis ausgezeichnet. Für die Arbeit mit dem Projekt „Leben im Verborgenen – Menschen ohne Pass und Papiere in Deutschland“ erhielt der Verein „Leben in der Fremde“ im Dezember 2009 in Goslar den Agenda-Preis.



Menschenbild auf dem Prüfstand

Ist der Mensch ein Homo oeconomicus? Liefert das traditionelle Modell der Wirtschaftswissenschaft eine tragfähige Wirklichkeitsbeschreibung? Dieser Frage widmeten sich Ökonomen und Theologen auf der Tagung des Arbeitskreises für theologische Wirtschafts- und Technikethik. In zahlreichen Vorträgen setzten sich die Teilnehmer auf der von der Hanns-Lilje-Stiftung geförderten Veranstaltung mit der ökonomischen und theologischen Vorstellung vom Menschen auseinander. Im Mittelpunkt stand die Annäherung an ein Menschenbild, das der menschlichen Natur wie auch der ökonomischen Wirklichkeit besser gerecht wird.



Wirtschaft und Moral

„Unternehmerische Verantwortung heute“ hieß die Vortragsreihe im „Hanns-Lilje-Forum“, einer Gemeinschaftsveranstaltung von Hanns-Lilje-Stiftung und hannoverscher Landeskirche. Das – angesichts der Wirtschaftskrise – treffend gewählte Thema sorgte für kontroverse Debatten unter anderem zwischen Jörg Bode, niedersächsischer Wirtschaftsminister, Prof. Dr. Michael Hüther, Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft, Hartmut Meine, IG Metall Bezirksleiter für Niedersachsen und Sachsen-Anhalt, und dem Theologen Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm.



Aschermittwoch der Künste

Zu altertümlichen Fastenspeisen, inszeniert und serviert durch „Restauration a.a.O.“, Dieter Froelich, hatten die hannoversche Landeskirche und ihre Kulturbeauftragte sowie die Hanns-Lilje-Stiftung in den Kunstverein Hannover eingeladen. Über 140 Persönlichkeiten aus Kunst und Kirche kamen und nutzten die Gelegenheit zum intensiven Austausch am Aschermittwoch der Künste 2009. Anregungen boten dazu die prägnanten Tischreden rund um das Thema „Gemeinschaftsmahl und Mahlgemeinschaft“.



Garten.Eden.Kirche

Staunen, Riechen, Fühlen, Reden, Erholen und Innehalten – die hannoversche Christuskirche wurde 2009 zu einem ungewöhnlichen Ort. „Garten.Eden.Kirche“ hieß das Projekt des Ev.-luth. Sprengels Hannover. Innerhalb der Kirche bildete ein riesiger Kokon den Mittelpunkt, inmitten von Palmen, Bäumen und Gewächsen. Im Innern des begehbaren Kokons befanden sich die Quelle und der Baum des Lebens. Dazu erklang eine eigens komponierte Musik. Es gab Lesungen, Gebete und Vorträge. Mit über 50.000 Besuchern war die Garten.Eden.Kirche der klare Publikumsmagnet im Gartenjahr der Region Hannover. Beigetragen zu diesem Erfolg haben über 200 Einzelprojekte und -veranstaltungen sowie die Unterstützung durch die Hanns-Lilje-Stiftung.





Ist der Ehrliche der Dumme?

„Ehrlichkeit ist keine Dummheit, sondern eine Tugend. Sie war und ist in vielen Firmen und Branchen Voraussetzung, um als ‚ehrbar‘ zu gelten!“ Diesen Standpunkt vertrat die Unternehmensberaterin Dr. Annette Kleinfeld bei den Locumer Gesprächen 2008. Mittelständische Unternehmer und Handwerker waren aus ganz Niedersachsen zusammengekommen, um zu diskutieren, welche Werte unternehmerisches Handeln bestimmen. NDR Info, Medienpartner der Hanns-Lilje-Stiftung bei der Veranstaltung, sendete die Aufzeichnung der Debatte.

Luther 2009 – auf Tournee

Der gesamte Kirchenraum wird zur Bühne, effektiv ausgeleuchtet, mit Licht- und Videoeffekten. Dazu erklingt alte und neue Musik, auch Elemente aus der Liturgie sind zu hören. Mit seinem Stück „Luther 2009“ hat der Autor und Regisseur Peter Ries das Leben Martin Luthers in Szene gesetzt, seine Überzeugungen, aber auch sein Hadern und seine Liebe.

In rund 50 niedersächsischen Kirchen wurde die szenische Collage aufgeführt. Auf historisierende Bühnenbilder, Kostüme und Masken hat Ries bewusst verzichtet, um die Aufmerksamkeit auf die Sprachkraft des Reformators zu lenken. Mit Erfolg: Die Zuschauer zeigten sich tief beeindruckt von der Inszenierung und wurden mitgenommen auf eine Reise in die Zeit Luthers und seiner Wirkungsgeschichte. Das Projekt – eine Kooperation mit dem Theater für Niedersachsen und der Hochschule für Musik und Theater Hannover – geht zurück auf eine Initiative der Hanns-Lilje-Stiftung und der hannoverschen Landeskirche. Die Gesamtleitung hatte das Haus kirchlicher Dienste. „Luther 2009“ wurde gefördert durch die Niedersächsische Lotto-stiftung, die Klosterkammer Hannover und die Hanns-Lilje-Stiftung.



Gospelmusik – jung und attraktiv

Gospel wirkt ansteckend. Doch was motiviert die Anhänger dieser Musik? Welches Verhältnis haben sie und die Kirche zueinander? Auskunft über diese und andere Fragen gibt die erste bundesweite Befragung zum Thema. Die von der Hanns-Lilje-Stiftung geförderte Studie wurde von 2008 bis 2009 durch das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD durchgeführt, in Kooperation mit Creative Kirche, Witten.

Die Hanns-Lilje-Stiftung in Zahlen

	per 31.12.2008	per 31.12.2009
Stiftungskapital	13.746.500 €	13.869.300 €
Bewilligte Projekte	71	45
Fördermittel	314.324 €	255.226 €
Durchschnittsbetrag aller Bewilligungen	4.427 €	5.672 €
Bewilligungen über 7.500 €	6	7
Fördermittel	84.000 €	123.421 €
Bewilligungen zwischen 2.500 € und 7.500 €	22	13
Fördermittel	142.925 €	81.565 €
Bewilligungen bis 2.500 €	43	25
Fördermittel	87.399 €	50.240 €

Faktor vier: Mit den bewilligten Fördermitteln konnten Vorhaben realisiert werden, deren Finanzvolumen im Durchschnitt insgesamt vier Mal so hoch war. Mit anderen Worten: Durch die Zusammenarbeit mit anderen Stiftungen und Institutionen leistet die Hanns-Lilje-Stiftung einen substantiellen Beitrag und ermöglicht die Realisierung ambitionierter Vorhaben.

Über die Menschen und Projekte, die sich hinter diesen Zahlen verbergen, informiert regelmäßig der Newsletter der Hanns-Lilje-Stiftung. Er ist zu abonnieren unter: www.lilje-stiftung.de/newsletter.html

Ihre Zustiftung für Dialoge in evangelischer Verantwortung



Wolf-Dietmar Kohlstedt, Kanzler der EFH a.D.,
Dr. Christoph Dahling-Sander, Geschäftsführer der Hanns-Lilje-Stiftung,
und Prof. Dr. Axel Horstmann, Kuratoriumsvorsitzender derselben.

Unsere Gesellschaft braucht leistungsfähige und wegweisende Dialoge. Kirche und Theologie können solche Dialoge anstoßen und sich wirksam einbringen. In der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Zuständen und Veränderungsprozessen, mit individuellen und kollektiven Wertevorstellungen engagiert sich die Hanns-Lilje-Stiftung als Initiator und Förderer neuer Sichtweisen, innovativer Projekte und des offenen Gesprächs.

Seit 2010 kann die Hanns-Lilje-Stiftung die Fachhochschule Hannover im Bereich Diakonie, Gesundheit und Soziales langfristig gezielt und effektiv fördern. Sie übernimmt damit die Aufgaben der Stiftung Sozialforschung an der Evangelischen Fachhochschule Hannover. Deren Vermögen war zu gering, um sinnvoll jährlich eingesetzt werden zu können. Die Stiftung wurde aufgelöst, ihr Kapital in Höhe von rund 35.000 € in das Stiftungsvermögen der Hanns-Lilje-Stiftung übertragen. Den Auftakt für die Förderung bildete die Fachtagung zu „Religionssensibler Schulkultur“ im Februar 2010.

Ein gutes Beispiel dafür, wie die langjährige Erfahrung, die Unabhängigkeit und Professionalität der Hanns-Lilje-Stiftung optimale Voraussetzungen schaffen, um neue Ideen zu verwirklichen. Vielleicht auch Ihre Ideen. Die Möglichkeiten sind vielfältig, sei es als Zustiftung, Treuhandstiftung, Fonds oder Spende. Engagieren Sie sich mit uns und investieren Sie in die Zukunft unserer Gesellschaft. Bringen Sie sich und Ihre Ideen ein und hinterlassen Sie eine deutlich erkennbare Spur. Lassen Sie einen Teil Ihres Vermögens dauerhaft für die gute Sache arbeiten: für den Dialog von Kirche und Theologie mit allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens.

Ihr Engagement setzt viel in Bewegung!

Wenden Sie sich vertrauensvoll an den Sekretär der Hanns-Lilje-Stiftung Dr. Christoph Dahling-Sander.

Das Kuratorium



Vorsitzender des Kuratoriums:
Prof. Dr. Axel Horstmann,
VolkswagenStiftung, Geschäftsleitung
Geistes- und Gesellschaftswissen-
schaften, Niedersächsisches Vorab,
Hannover



Meta Janssen-Kucz,
MdL a.D., Leiterin/Geschäftsführerin
Deutsch-Niederländische Heimvolks-
hochschule – Europahaus, Aurich



Dr. Petra Bahr,
Kulturbeauftragte
des Rates der Evangelischen Kirche
in Deutschland, Berlin/Hannover



Dr. Detlef Klahr,
Landessuperintendent für den
Sprenghel Ostfriesland, Aurich



Thorsten Fuchs,
Redakteur, Hannoversche Allgemei-
ne Zeitung, Hannover



Liese Klahn-Albrecht,
Pianistin, Weimar



Prof. Dr. Hanns-Stephan Haas,
Vorstandsvorsitzender der Evange-
lischen Stiftung Alsterdorf, Hamburg
(2. stellv. Vorsitzender des Kuratori-
ums der Hanns-Lilje-Stiftung)



Dr. med. Julia Schwerdtfeger,
Fachärztin für Frauenheilkunde und
Geburtshilfe, Hannover

Die Geschäftsstelle



Prof. Dr. Friedrich Vogelbusch,
Warth & Klein GmbH,
Wirtschaftsprüfungsgesellschaft,
Dresden



Dr. med. Thela Wernstedt,
Medizinische Hochschule
Hannover (1. stellv. Vorsitzende
des Kuratoriums der
Hanns-Lilje-Stiftung)



Gerhard Wittkugel,
Direktor der
Paul-Gerhardt-Schule
Dassel



René Zechlin,
Direktor des
Kunstvereins Hannover



Dr. Christoph Dahling-Sander
Sekretär / Geschäftsführer
dahling-sander@lilje-stiftung.de
Tel. 0511 1241-165



Helga Linnemann
Sachbearbeitung
linnemann@lilje-stiftung.de
Tel. 0511 1241-142



Irmtraud Hinze
Sekretariat
hinze@lilje-stiftung.de
Tel. 0511 1241-385

Goethestr. 29, 30169 Hannover
Tel.: 0511 1241-385
Fax: 0511 1241-183
info@lilje-stiftung.de

Impressum

Herausgeber

Dr. Christoph Dahling-Sander
im Auftrag der Hanns-Lilje-Stiftung
Hannover, Mai 2010
ISBN 978-3-00-030841-3

Texte, Redaktion und Recherchen

Dr. Christoph Dahling-Sander,
Markus Götte und Martin Wolf

Fotos

Jens Schulze, außer S. 16 (Marcel Domeier),
S. 31 unten (Ev. Akademie Loccum),
S. 34 oben (Haus kirchlicher Dienste,
Arbeitsfeld Kunst und Kultur),
S. 38-39 (Hanns-Lilje-Stiftung)

Projektmanagement, Produktion und Gestaltung

Scherrer.Schilling

